

Einleitung. Genealogie – Realität und Fiktion sozialer und kultureller Identität

MARTIN FITZENREITER

1. Genealogie und Geschichte

1.1.

Am Anfang des hier publizierten Projektes stand ein Text, der unabhängig voneinander drei der Teilnehmer an der späteren Tagung beschäftigte.¹ Es handelt sich um eine Herrscherliste, die den Untersuchungen von Manfred Kropp zufolge im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts von dem äthiopischen Gelehrten Heruy Wäldä-Sellasse im Zusammenhang mit der Machtergreifung des Ras Tafari Makonnen als Kaiser Haile Sellassi I. zusammengestellt wurde (KROPP, *äthiopische Königslisten*). Das Besondere an dieser Liste ist, dass unter den Herrschern der eher grauen Vorzeit Namen erscheinen, die aus der pharaonischen und kuschitischen Geschichte bekannt sind. Gleich mehrere Ramses, Amenophis und Thutmosis treten dort neben den kuschitischen Königen Piye, Taharqo, Aspelta und Nastasen oder dem legendären Herrscherintitel Kandake auf (ZACH, *Ras Tafari-Liste*).

Es verwundert daher kaum, dass diese als Ras-Tafari-Liste bekannte Kompilation nicht nur für den engeren Kreis der Äthiopisten, sondern auch für Ägyptologen, Sudanarchäologen, Afrikanisten, Historiker usw. von Interesse ist. Als historiographisches Werk ist die Liste ein typischer Vertreter dafür, wie Geschichte als ein Geschehen konstruiert wird, das mit Namen verbunden ist. Als ein politisch intendiertes Konstrukt ist sie ein Beispiel für das Prinzip der Legitimation über Herkunft. Vor allem aber ist die Ras-Tafari-Liste als das Werk eines afrikanischen

Gelehrten, der in seine Arbeit neuere Forschungen westlicher Archäologen einbezog, ein wichtiger Vorbote der afrikanischen Geschichtsschreibung der moderneren Zeit. Da die Liste ein ganzes Bündel interessanter Fragen aufwirft und in einem kulturellen Umfeld steht, in dem genealogische Konstrukte – Stammbäume, Ahnenlisten, der verwandtschaftliche Bezug ganz allgemein – eine wichtige Rolle spielen, bot es sich an, diese, ähnliche, verwandte oder das Themenfeld berührende Quellen in einem erweiterten Kreis zu diskutieren.

1.2.

Genealogien sind das Resultat und zugleich – zusammen mit dem Mythos – der Ursprung historischer Forschung. In ihnen wird das Phänomen der *vergangenen Zeit* erfassbar, indem man sie auf sinnvoll verknüpfte Weise mit Inhalt, mit Ereignissen füllt. Der Mythos stellt die Ereignisse vor, er konstruiert aus einer Anzahl von Motiven eine Geschichte. Die Genealogie, der Stammbaum, in weiterem Sinne: das „Genealogische“, setzt diese Geschichten in einen Zusammenhang. Die genealogische Beziehung ist der Nexus des historischen Entwurfes.

Und: Im „Genealogischen“, und zwar in der Bestimmung von *Abkunft* und enger *Verflechtung*, findet *Zeit* eine vom menschlichen Denken erfassbare Fassung. Durch das „Genealogische“ in der Anordnung der Ereignisse wird die Vergangenheit als ein dimensioniertes Gebilde, als „Zeit-Raum“ konstruiert: es gibt einen Anfang / ein „Hinten“, es gibt Abzweigungen / „Seiten“, es gibt verknüpfende „Nähen“ und trennende „Entfernungen“, es gibt das Jetzt / „Vorn“. Durch das „Genealogische“ wird die Vergangenheit zudem als bewegt und als kausal verknüpft gesehen; die Ereignisse „werden“, sie „blühen“ sie „vergehen“, sie entstehen aus einander. Durch das „Genealogische“ wird die Vergangenheit schließlich zu einem logischen Teil – zum Ursprung – der Gegenwart (BRIESE, *Ursprungsmythen*).

¹ Manfred Kropp hat sich bereits länger mit der Ras-Tafari-Liste auseinandergesetzt, seine Erkenntnisse bisher aber nur in Vorträgen öffentlich gemacht. Michael Zach legte eine Analyse in M. Zach, Die „sudanesischen“ Namen sogenannter frühäthiopischer Herrscher, in: T. A. Bács (Hg.), A Tribute to Excellence. Studies offered in Honor of Ernő Gaál, Ulrich Luft und László Török, *Studia Aegyptiaca* XVII, 2002, 507-514 vor, ich selbst habe die Liste in M. Fitzenreiter, Ahnen an der Ostwand. Notizen zum Grab des Pennut Teil III, in: J. Thiesbonenkamp u. H. Cochois (Hgg.), Umwege und Weggefährten, Festschrift für Heinrich Balz zum 65. Geburtstag, Neuendettelsau, 2003, 307-310 behandelt.

1.3.

Stammbäume und andere (man sagt ja auch: *verwandte*) „genealogische“ Elaborate sind kulturelle Produkte. Sie sind von hohem ästhetischen Anspruch; in ihnen äußert sich ein ursprüngliches Bedürfnis nach Harmonisierung, Ordnung, Vollständigkeit und Sinnsuche. Genealogien sind das Mittel, die unendliche Anzahl von Phänomenen zu strukturieren, aus ihnen ein überschaubares Ganzes zu formen. Genealogien verbinden Ursache und Wirkung, bieten Erklärungen und Perspektiven (STOWASSER, *Genealogien Jesu*). Genealogische Konstrukte sind auch zweckdienliche, einem bestimmten Ziel dienende Entwürfe, mit denen Positionen bezogen und verteidigt werden. Und sie werden als Abbilder von Realitäten „geglaubt“ und so zur imaginären Realität ihrer selbst. Am Boden des genealogischen Konstruktes lauern der „Samen“, das „Blut“, die „Ehre“, der „Segen“ oder der „Geist“; Prädestinationen, gegen die es letztendlich kein Mittel mehr gibt, die Schicksal sind und die Gegenwart als genealogisches Fatum verklären (BRIESE, *Ursprungsmythen*; SCHÖNIG, *fiktive Völkergenealogien*).

1.4.

Die Beschäftigung mit historischen Quellen, die dem genealogischen Prinzip verpflichtet sind, kann zwei Wege gehen. Sie kann einerseits historisch-hermeneutisch sein, d.h. die gegebenen Fakten analysieren, ihre Verknüpfungen prüfen, die Motive der Kompilation rekonstruieren und so die Entstehungsbedingungen nacherzählen. Sie kann andererseits ethnographisch sein, indem sie den Charakter der Verknüpfung der Fakten in den Mittelpunkt stellt, Terminologie und in der Terminologie ausgedrückte Haltungen analysiert und so ein Modell der genealogischen Struktur entwirft. In der Regel werden in den historischen Fächern unbewusst beide Methoden simultan verwendet und kollidieren in dem Augenblick, in dem das genealogische Konstrukt als „richtig“ oder „falsch“, als „wahr“ oder „fiktiv“ klassifiziert wird. Denn an dieser Stelle werden die Nacherzählung einer genealogisch konstruierten Ereigniskette und die Struktur des idealen genealogischen Bezuges gegenübergestellt und je nach Übereinstimmung oder Diskrepanz bewertet. Über die *Richtigkeit von Geschichte* entscheidet die *Legitimität der genetischen Beziehung*. Dabei bleibt jedoch unberücksichtigt, dass die ethnographische Analyse

oft genug dürftig ausfiel und sich auf eine wenig modifizierte Übernahme des dem Forscher vertrauten Idealbildes genealogischer Beziehungen beschränkt. Aber genau hier, im Nexus von Ereignis und Struktur, von singulärer Handlung und gesellschaftlichem Bezug, von Geschichte und Genealogie muss die Analyse einer genealogischen Forschung ansetzen.

2. Verwandtschaft, Abstammung, Identität

2.1.

Um dem Problem der Bewertung genealogischer Konstrukte beizukommen, soll definiert werden, was das „Genealogische“ an einem solchen Konstrukt ist. Es sind wohl zwei Aspekte, die mittels des „Genealogischen“ ausgedrückt werden: die *Umgebung* eines Phänomens und seine *Herkunft*. Umgebung und Herkunft sind aber keine genealogischen Begriffe, sondern beschreiben einen Raum und eine Richtung. Im genealogischen Zusammenhang haben sie jedoch eine spezifische Nuance: Umgebung beschreibt hier *Verwandtschaft* und Herkunft beschreibt *Abstammung*. Diese Nuancierung erfahren die Begriffe aus ihrem Gebrauch in der sozialen Sphäre, in der Klassifikation der menschlichen Gemeinschaft: in der sozialen Praxis wird die Umgebung des Individuums und der Gruppen als Verwandtschaft beschrieben und deren Herkunft als Abstammung. Die Praxis der Konzeptualisierung der sozialen Sphäre bildet also das Modell, nach dem eine „genealogische“ Begrifflichkeit auch in weiteren Aspekten kultureller Konzeptualisierung produktiv werden kann. Die soziale Praxis ist also nicht nur ein Feld unter anderem, in dem „Genealogisches“ eine Rolle spielt, sondern sie ist das Feld, dem das Konzept des „Genealogischen“ entspringt. Es ist auch der in der sozialen Sphäre übliche, normierte Gebrauch der genealogischen Begriffswelt, der in der Regel über die Realität oder Fiktion von genealogischen Konstrukten entscheidet.

2.2.

In der sozialen Praxis entstehen genealogische Termini, indem Positionen benannt werden, die Individuen im Prozess der gesellschaftlichen Interaktion zueinander einnehmen („Mutter“, „Vater“, „Kinder“, „Geschwister“, „Onkel“ und „Tanten“, „Volksgenossen“, „Fremde“ usw.). Sieht man diese Ter-

mini idealtypisch, so beschreiben sie prinzipielle Phänomene und geben ihnen als Denkformen eine bestimmte (hier „grafisch“ formulierte) Fassung. Dazu gehört:

a) Genealogische Termini setzen *Grenzen*. Sie definieren ein „Außen“ und ein „Innen“; innerhalb der Grenzen bestimmen sie Bereich, die „nah“ und „fern“ sind, sie beschreiben „Übergangszonen“ zwischen den begrenzten Bereichen. „Innen“ kann die eigene Familie, das eigene Geschlecht, die Altersklasse usw. sein, „Außen“ die eben nicht zur Familie, zum Geschlecht oder überhaupt zu den „richtigen“ Menschen gehörende Gruppe. In den Gruppen kann endlos weiter differenziert werden oder es werden Begriffe verwendet, die Grenzen verwischen, im Deutschen z.B. die nebulösen „Onkels und Tanten“.

b) Genealogische Termini bilden ein *Netz*. Sie verbinden die Individuen der Gruppe auf vielfältige, oft überschneidende Weise. Über genealogische Konstrukte können neue Verbindungen geknüpft oder gelöst werden. Elternschaft, Kindschaft, Geschwisterschaft, Erbe, Heirat, Scheidung, Altersklassenshaft, Berufsgenossenschaft usw. etablieren diese netzartigen Verbindungen.

c) Genealogische Termini beschreiben eine *Kette der zeitliche Abfolge* von Positionen. Sie definieren die Reproduktion von überindividuellen Positionen in der Gruppe („Vater“, „Mutter“, „Nachkomme“) und der Evolution der Persönlichkeit des Individuums („Kind“, „Erwachsener“, „Greis“, „Ahn“). In dieser verketteten Abfolge gibt es eine Richtung und durch die Verkettung der Positionen auch jeweils einen Ausgangspunkt, eine Position, die zeitlich „davor“ liegt.

Aus diesen drei Merkmalen genealogischer Beschreibung lässt sich ein *begrenztes, verkettetes Netz* konstruieren, in dem Individuen in eine sinnvolle Abhängigkeit gebracht werden. Die Position, die jedes Individuum innerhalb dieses Netzes einnimmt, beschreibt seine *Identität*.

Allerdings vermag diese Grafik immer nur einen statischen Augenblick festhalten und stellt nicht dar, wie sich Grenzen verändern, Verknüpfungen bilden oder lösen und die Ketten ständig gegeneinander verschieben. In der Realität ist dieses idealtypische genealogische Gebilde ein sich beständig bewegendes Körper, der zudem aus jeder Position (der Identität eines jeden Individuums) eine andere Form und Fassung gewinnt.

2.3.

Realität finden alle diese idealtypischen Termini nur in der genealogischen Praxis, also in dem beständigen Bemühen der Individuen einer Gesellschaft, ihre Positionen zueinander zu beschreiben, die Identität also zu finden, neu zu konstituieren, zu bewegen. Erst im Rahmen dieses Bemühens erhalten die verschiedenen Termini den Charakter, begrenzend, vernetzend und verkettend zu wirken und so Verwandtschaft und Abstammung zu definieren. Es ist die Eigenschaft, vor allem ein *System der Haltungen* (bzw. der *Handlung*) zu sein, das einem *System der Benennungen* sinnvoll und wirksam macht – und prinzipiell auch erst schafft.² Denn es ist nicht der Terminus, der eine bestimmte Haltung gegenüber einem Individuum bewirkt, sondern die aus einer konkreten Situation bedingte Haltung bewirkt, dass das Individuum mit einem bestimmten Terminus belegt wird. „Vater“ ist ein Begriff, der im Deutschen auf den biologischen Erzeuger (genitor), den Gatten der Mutter, den Familienvorstand (pater) oder eine höherangigen Führungsperson (meist) männlichen Geschlechts bezogen sein kann – die Situation der sozialen Kommunikation entscheidet, wem dieser als Benennung also recht vielschichtige, in der Bestimmung der gehörigen Haltung aber sehr präzise Terminus zukommt. Titel oder Kleider – Benennungen – können gelegentlich aufgrund ihres realitätskonstruierenden Charakters zwar Leute machen, aber eben nur solange die Situation anhält, in der alle bereit sind, die entsprechende Haltung gegenüber dem Titelträger einzunehmen. Die Dialektik von Benennung und Haltung findet ihre statische, augenblickhafte Realität in der Benennung, wird aber durch die permanent veränderte Haltung bewegt.

2.4.

Stellt man diese praktische Seite genealogischer Termini in den Mittelpunkt (nämlich situationsbezogen bestimmte Haltungen zu reflektieren), dann dienen derartige Benennungen vor allem zwei Zielen:

a) Die Definition von Grenzen und Verbindungen, von *Verwandtschaft*, dient der Regulierung von *Kommunikation*, worunter sowohl die Inkorpora-

² Claude Lévi-Strauss, *Strukturelle Anthropologie*, Frankfurt / M, 1971, 50f ; zitiert nach: Detlef Franke, *Altägyptische Verwandtschaftsbezeichnungen im Mittleren Reich*, Hamburg, 1983, 1f.

tion, aber auch der Ausschluss von der Kommunikation zu sehen ist. Auf diese Weise wird reguliert, wie geheiratet wird, mit wem Männer, Frauen, Kinder, Greise verkehren dürfen, mit welcher Gruppe ökonomischer Austausch getrieben oder politische Allianzen eingegangen werden usw. Zugespitzt formuliert: jede Kommunikation beruht auf bzw. konstituiert „Verwandtschaft“.³

b) Die Definition von Ketten, von *Abstammung*, beschreibt Herkunft und Ziel, Bruch und Kontinuität, dient so zur Selbstbestimmung, vielleicht zu Motivation oder Trost, vor allem aber zur *Legitimation*. Legitimation heißt in diesem Sinne Erklärung, Konstruktion einer sinnvollen, vor allem aber unumstößlich „richtigen“ Begründung. In der sozialen Praxis ist dies die „richtige“ Begründung einer sozialen Identität, die Erklärung, warum bestimmte Individuen oder Gruppen bestimmte Positionen einnehmen (müssen) oder eben nicht (dürfen).

- Beide Aspekte sind in der Praxis eng verknüpft: Die „richtige“ Begründung (b) legitimiert den Status der Verwandtschaft (a) und entscheidet so auch darüber, ob Kommunikation überhaupt möglich ist oder nicht; wie wiederum Legitimation (b) nur im Rahmen von Kommunikation (a) notwendig und denkbar ist.

In den beiden Aspekten *Kommunikation* und *Legitimation* findet das Begriffspaar *Umgebung* und *Herkunft* eine praktische Nuance, die es aber wieder von der sozialterminologisch ausgerichteten Fokussierung auf *Verwandtschaft* und *Abstammung* löst. So werden *Kommunikation* und *Legitimation* zu den Begriffen, mit denen sich „genealogisches Handeln“ oder „genealogisches Denken“ beschreiben lässt, ein Handeln und Denken, das im Feld sozialer Interaktion in die Konstruktion von *Verwandtschaft* und *Abstammung* mündet. Außerhalb der engeren sozialen Sphäre erbringt analog vorgehendes genealogisches Handeln (oder Denken) schließlich Konstrukte, die eine bestimmte *Umgebung* und eine bestimmte *Herkunft* in eine kulturell akzeptierte und gegebenenfalls auch ästhetisch elaborierte Fassung bringen; Geschichtswerke, die als Zeugnisse einer Kultur der Genealogie Gegenstand der Forschung sein können. So wird aus der genealogischen Beschreibung der sozialen Umgebung ein Modell für die sinnvolle Beschreibung der Welt an sich.

3 K.-H. Kohl, *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturellen Fremden. Eine Einführung*, München, 1993, 33.

3. Realität und Fiktion

3.1.

Wenn man die Frage stellt, ob ein bestimmtes genealogisches Konstrukt „real“ oder „fiktiv“ sei, gerät man schnell an den Punkt, an dem sich die Frage stellt, was denn an einem genealogischen Konstrukt überhaupt „real“ sein *kann*. Letztendlich ist ja jeder genealogische Terminus ein Konstrukt, das zwar eine gegebene Umgebung und Herkunft beschreibt, diese aber als Verwandtschaft und Abstammung erst konstruiert und etabliert. Andererseits sind diese Verwandtschaft und Abstammung dennoch Fakten, die in der sozialen Praxis Realität gewinnen und die Beziehungen zwischen Menschen nicht nur bestimmen, sondern das soziale Individuum, die soziale Gruppe, die menschliche Gesellschaft als Subjekt überhaupt erst etablieren. Es ist auch genau diese Dialektik von Struktur und Praxis, in der sich die große Bedeutung des „Genealogischen“ in der menschlichen Kultur manifestiert. Für Claude Lévi-Strauss bildete das „Genealogische“ (in seinen Worten die „Verwandtschaft“ / parenté) den Nexus von Natur und Kultur.⁴ Im „Genealogischen“ verwirklicht sich die schiere biologische Existenz der menschlichen Art in der ihr eigentümlichen Form der sozialen Selbstdefinition. Abstammung und Verwandtschaft sind real, weil sowohl die biologische Existenz und Reproduktion als auch die soziale Interaktion der Menschen real sind. In der Konzeptualisierung und Benennungen dieser hier „genealogisch“ genannten Beziehungen zwischen biologischer und sozialer Existenz liegt die kulturelle Verwirklichung des natürlichen Daseins. In der kulturellen Verwirklichung bildet sich zugleich auch das Spezifische des menschlichen Daseins ab. Das betrifft das Spezifische gegenüber nicht-menschlichen Gruppenbildungen, die sich zumindest nicht in diesen kulturellen Formen etablieren. Es betrifft aber ebenso das Spezifische innerhalb der menschlichen Art zwischen verschiedenen Gruppen, deren kulturelle Verwirklichung trotz einiger offener Dominanten jeweils andere Ausformungen erleben kann. Daher variieren die so konstituierten Beziehungen von Gruppe zu Gruppe und es fällt immer schwer, einheitliche Begriffe und Beschreibungen für die verschiedensten Formen der Konstruktion von Verwandtschaft

4 Claude Lévi-Strauss, *Les structures élémentaires de la parenté*, Maison des Sciences de l’Homme, Collection de Rééditions II, Paris, Mouton, 1971, 28f.

und Abstammung zu finden, derer sich menschliche Gesellschaften bei der Konstitution ihrer selbst bedienen.⁵

3.2.

Aus der Perspektive der Spezifität jeder kulturellen Verwirklichung des natürlichen Daseins klärt sich jedoch, was umgekehrt an einem genealogischen Konstrukt überhaupt „fiktiv“ sein kann. Fiktiv ist bei der Beschreibung von Verwandtschaft und Abstammung alles, was nicht mit den in einer gegebenen menschlichen Gesellschaft – oder auch nur Gruppe – üblichen Formen der Konstruktion von Verwandtschaft und Abstammung harmoniert. Über Realität und Fiktion eines genealogischen Konstruktes entscheidet also die Perspektive des Betrachters, wobei sich diese aus den ihm habituell vertrauten Gepflogenheiten der Konstruktion von Verwandtschaft und Abstammung seiner kulturellen Umgebung ergibt. Das Urteil „fiktiv“ deutet so gesehen nur an, dass der Beurteilende das ihm vorliegende Modell genealogischer Beziehungen nicht teilt, ist also das Resultat einer Außenansicht, während aus der Innenansicht der betreffenden Gemeinschaft die Beziehung absolute Realität besitzt. Das wird eklatant auftreten, wenn relativ verschiedene Kulturen aufeinandertreffen, aber kann durchaus auch im Rahmen enger und engster Nähe vorkommen: eine Ehescheidung wird auch unter Katholiken vollzogen, ist sakramental gesehen aber nichtig. Hier treffen simultan zwei grundverschiedene Konstruktionen des Ehebundes aufeinander, die entsprechend in verschiedenen kulturellen Realitäten münden und auch in der sozialen Praxis unterschiedliche Folgen haben.

3.3.

Genealogische Konstrukte sind aber auch innerhalb der jeweils gegebenen Gesellschaft oder Gruppe kein unentrinnbares Fatum, sondern das Resultat von Handlungen. Eine bestimmte Struktur der genealogischen Beziehungen „ergibt“ sich zwar für jedes Individuum aus dem Faktum seiner biologischen Geburt in eine bestimmte Menschengruppe hinein, sie ist aber keineswegs unbeweglich. Vielmehr muss jede dieser Beziehungen durch praktisches Handeln erst etabliert und verwirklicht, muss erhalten und gegebenenfalls verändert werden. Die-

⁵ Siehe zu diesem Problem: R. Needham (Hg.), *Rethinking Kinship and Marriage*, London, 1971.

ser Prozess unterliegt einer kollektiv-habituellen Steuerung, ist aber in bestimmtem Rahmen offen und individuell regelbar. Und so wird die Beurteilung, ob die aktuelle Verknüpfung des Individuums in ein Netz aus Verwandtschaft und Abstammung – seine Identität – real oder fiktiv ist, zum Indikator des Erfolges einer „genealogischen Strategie“. Es liegt hier ein zweckrationales Element jeder genealogischen Praxis vor, nach dem die Grenzen von Realität und Fiktion je nach Perspektive, Interesse oder auch durch Zufall eng oder weit gezogen werden: Unter bestimmten Umständen kann der Papst eine Ehescheidung unter Katholiken durchaus für rechtens, d.h. „real“ erklären.

Genealogische Praxis ist in jedem Fall „logisch“ und hat unter den gegebenen Prämissen durchaus die Absicht oder Hoffnung, Realität zu konstituieren (im Fall bewusster Fälschungen zwar nicht in der Eigen-, aber wenigstens in der Fremdperspektive). Und da außerdem in der Praxis die genealogische Beziehung in jedem konkreten Fall neu gesucht, verhandelt und konstruiert wird, sind unterschiedliche Ergebnisse geradezu zwangsläufig, schon deshalb, weil der Bezugsrahmen ständig differiert. So ist die Identität eines Individuums eine andere, wenn es um seine Position in der eigenen oder zu einer anderen Familie, einem Klan, einem Stamm, Volk oder Staat geht. Schließlich können für dieselben Individuen oder Phänomene in bestimmten Situationen sogar scheinbar widersprüchliche genealogische Identitäten konstruiert werden, die trotzdem im Rahmen ihrer Entstehungsbedingungen absoluten Anspruch auf Realität erheben – und bei Akzeptanz der Entstehungsbedingungen auch erheben dürfen (STOWASSER, *Genealogien Jesu*).

3.4.

Wenn Realität und Fiktion genealogischer Konstrukte sich aus der Relativität des Bezugsrahmens erschließen, warum ist dann dennoch in jedem konkreten Fall die Bewertung des Konstruktes als real oder fiktiv in der Praxis so ungeheuer wichtig? Weil es um ein zentrales Element der menschlichen Existenz geht – um die *Identität*. Die Identität konstituiert auf kultureller Ebene die Existenz des Individuums und der Gruppen. Ohne kulturell sanktionierte Identität gibt es den biologisch anwesenden Körper eines Menschen praktisch nicht. Schon in der Ansprache als „Mensch“ wird ein Wesen in eine

erste identitätsstiftende (= „verwandtschaftliche“) Kategorie gehoben und jede weitere Form der Interaktion ist von dieser kulturellen Ansprache abhängig. Wird einem Individuum oder einer Gruppe eine bestimmte Identität aber als fiktiv abgesprochen, wird diesem Individuum oder dieser Gruppe auch die schiere Existenz in Frage gestellt. Dieser Vorgang kann mehr oder weniger dramatisch sein, es kann um das schlichte Enterben eines illegitimen Nachkommen oder aber um die Versklavung einer ganzen Rasse gehen. Und es ist sogar so, dass überhaupt erst im Streit um die Identität das „Genealogische“ seine Wirksamkeit in der gesellschaftlichen Praxis erfährt. Denn immer geht es bei der Aktivierung des genealogischen Prinzips ja darum, für ein Individuum, eine Gruppe, für irgendein Phänomen eine richtige oder falsche, eine legitime oder illegitime Umgebung und Herkunft zu konstruieren. Wäre die Umgebung und Herkunft nicht in beständiger Diskussion, bräuchte man auch kein genealogisches Argument, um deren Richtigkeit oder Falschheit zu belegen. Genealogie ist der beständige Versuch, die Realität einer bestimmten Identität zu beweisen (LOHWASSER, *Ahnenreihe des Aspelta*).

4. Genealogische Praxis

4.1.

Genealogische Konstrukte ergeben sich aus dem Streit um Identität, oder einfach aus der inneren Notwendigkeit, Identitäten zu bestimmen. Dem Namen „Genealogie“ nach handelt es sich dabei in erster Linie um soziale Identitäten, um Verwandtschaft und Abstammung. In den folgenden Beiträgen werden mehrere Aspekte der Konstruktion solcher Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnisse vorgestellt, in denen sich recht deutlich zeigt, dass es sich dabei um die habituell gesteuerte, aber dennoch gewollte, aktiv betriebene und strategisch intendierte Konstitution dieser Beziehungen durch bestimmte Individuen handelt. Was dabei gerade für die Konstitution allgemeinsten (sogenannter „Kern-“) Gruppen auch deutlich wird ist, dass die so konstituierten Gruppen keineswegs einem engen Familienbild folgen müssen, sondern vielfältige Formen sozialer Verbände existieren, die sich vom idealen Normbild mitteleuropäischer Kleingruppen abheben (GRAJETZKI, *Fallbeispiele*; FITZENREITER, *Überlegungen*). Dass bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass man (wie von

David Schneider gefordert)⁶ auf die Kategorie der „Verwandtschaft“ bei der Beschreibung sozialer Beziehungen ganz verzichten sollte. Selbst in scheinbar nur übertragenen Gebrauch als reine Statusmarker drücken genealogische Termini eindeutig ein spezielles, wohl definiertes und den Teilnehmern an der Kommunikation geläufiges Verhältnis von Individuen zueinander aus; z.B. solcher Individuen, die Herrschaftspositionen im des 2. Jahrtausend v.u.Z. im Vorderen Orient innehaben (MÜLLER, *„Unter Brüdern“*). Genealogische Termini der *lingua franca* kategorisieren so die Rollentitel der verschiedenen Gesellschaften und Sprachen.

Die Beiträge zeigen aber auch, welche Faktoren die Konstitution derartiger Beziehungen regulieren, die eben nicht etwas Zufälliges, nur Zweckintendiertes darstellen. So wird die Aufnahme bestimmter Individuen in eine Gruppe oft als Imitation des natürlichen Vorganges des „Hineingeborenwerdens“ inszeniert (ARNST, *Naturae imitatio*). Die Aktivierung des „genealogischen“ Prinzips hat gerade deshalb große Wirksamkeit, weil sie sich auf ein natürliches, vom menschlichen Handeln scheinbar unabhängiges Prinzip berufen kann. Genealogisch legitimierte Konstrukte sind, wenn sie denn akzeptiert werden, jenseits individueller Meinung angesiedelt und bilden etwas Transzendentes ab. Aus ihnen erklärt sich die Weitergabe des göttlichen Segens (STOWASSER, *Genealogien Jesu*) ebenso wie der Herrschaftsanspruch einer Volksgruppe (SCHÖNIG, *fiktive Völkergenealogien*). So kann „Blut“ zum „Schicksal“ werden und die Überlegenheit bestimmter Identitäten (Volk, Rasse, Bekenntnis, Kultur) wird aus der Nachfolge in von vornherein prädestinierten Positionen abgeleitet.

4.2.

Dass aus dem letztgenannten Umstand heraus genealogische Konstrukte in besonderem Maße zur Legitimation taugen, wurde bereits erwähnt. So verwundert es nicht, dass die historisch und ästhetisch interessantesten Dokumente genealogischer Praxis der Legitimation einzelner Persönlichkeiten (MORENZ, *doppelte Benutzung*; KROPP, *äthiopische Königslisten*), ganzer Völkerschaften (SCHÖNIG, *fiktive Völkergenealogien*) oder ideologischer Bekenntnisse (STOWASSER, *Genealogien Jesu*) dienen. Der in

⁶ David M. Schneider, *A Critique of the Study of Kinship*, Univ. of Michigan / Ann Arbor, 1984, VII-IX.

der eben besprochenen Gruppe immer noch vorliegende Bezug zu verwandtschaftlichen Beziehungen im engeren Sinne wird hier bereits aufgelöst in den erweiterten Gebrauch genealogischer Vorstellungen und dient vor allem der sinnvollen Konstruktion kausaler Zusammenhänge. Legitimation bedeutet in diesem Zusammenhang ja nicht einfach die Behauptung einer Machtposition, sondern vor allem die vernünftige, sich und den anderen überzeugende Bestimmung einer Identität.

Auch hier muss davor gewarnt werden, derartige Konstrukte als zwar ästhetisch interessante und gegebenenfalls belustigende Versuche abzutun, die aber letztendlich nur fiktives Beiwerk im Gang der realen Ereignisgeschichte sind. Die Konstruktion genealogisch fundierter Legitimation ist nicht nur ein probates Mittel, sondern vor allem eine Notwendigkeit. Ohne ein Modell, dass die Weitergabe von Positionen jeglicher Art in einer gegebenen Gesellschaft reguliert, ist die Gesellschaft bewegungsunfähig. Denn ohne definierte Muster, wie Positionen im Zuge der sozial-biologischen Bewegung einer Gesellschaft weitergegeben (= „vererbt“) werden können, ist gesellschaftliche Bewegung unmöglich bzw. schwer behindert. Abstammungsvorschriften für bestimmte Positionen (QUACK, *Ämtererblichkeit*) belegen die elementare Bedeutung genealogischer Legitimation. Besonders in Perioden, die einen gewissen Umbruch oder Neuanfang markieren, ist die genealogisch fundierte Neubestimmung von Positionen in hohem Maße dringend. Das kann durch die Konstruktion genealogischer Kontinuität geschehen (DE MEYER, *Restoring the Tombs*; JANSEN-WINKELN, *Entwicklung*; LOHWASSER, *Ahnenreihe des Aspelta*), es kann aber auch die bewusste Definition eines Neubeginns sein (MORENZ, *doppelte Benutzung*; HERKLOTZ, *Ahnenkult bei den Ptolemäern*) oder die Definition einer „ganz anderen“ Identität, die sich dennoch des Prinzips genealogischer Herleitung bedient (STOWASSER, *Genealogien Jesu*).

4.3.

An dieser Stelle setzt die praktische Bedeutung von Geschichtsschreibung ein. Kein historiographisches Konstrukt ist nur ein Spiel mit den Fakten. Jede Legende, Ahnenreihe, Stammbaum oder jedes Geschichtswerk dient dazu, Identitäten nachzuweisen, zu widerlegen, zu konstruieren, zu de-konstruieren usw.

Dabei wird das entstandene Produkt von verschiedenen Faktoren bestimmt; vom verfügbaren Quellenstand ebenso, wie von der wissenschaftlichen Schulung und Intention des Kompilators (KROPP, *äthiopische Königslisten*; ZACH, *Ras-Tafari-Liste*). Wesentlich ist auch die Zielgruppe, an die das betreffende Werk adressiert ist - vom Konkurrenten um dieselbe Machtstellung (MORENZ, *doppelte Benutzung*; LOHWASSER, *Ahnenreihe des Aspelta*; HERKLOTZ, *Ahnenkult bei den Ptolemäern*) über die eine sinnstiftende Deutung ihrer Position (ihres „Schicksals“) erwartende Gruppe (STOWASSER, *Genealogien Jesu*; SCHÖNIG, *fiktive Völkergenealogien*) bis zum Konkurrenten in einer akademischen Position. Das eingangs genannte Beispiel der Ras-Tafari-Liste ist auch deshalb hochinteressant, weil in ihm die Verflechtung solcher Zielgruppen und der entsprechenden Interpretation nachvollzogen werden kann. Erstellte wurde die Liste als Teil einer historischen Abhandlung, die die Krönung des Kaisers Haile Sellassie I. feiern und damit legitimatorisch affirmieren sollte. Sie wurde aber auch dem Briten Charles F. Rey übergeben, u.a. wohl mit der Intention, gegenüber europäischen Rezipienten auf die besonders lange Geschichte Äthiopiens zu verweisen, die zudem mit den Pharaonen und Kuschiten eng verbunden war.⁷ Dabei diente die Heranziehung neuester westlicher Forschung u.a. dazu, ein modernes Geschichtsbild zu reproduzieren, von dem man sich erhoffen konnte, dass es in Europa entsprechend gewürdigt wird. In neuerer Zeit ist die Liste dann in einer für historiographische Werke fast typischen Weise gewissermaßen ein zweites Mal zum Leben erweckt worden. So wird sie im heutigen Äthiopien mittlerweile durchaus als eine „alte“ und damit vertrauenswürdige indigene Quelle gesehen und dient dazu, ein äthiopisches Nationalbewusstsein zu fördern.⁸ Die ursprüngliche Intention, nach „außen“ zu wirken und die westliche Welt zu beeindrucken, wurde gewissermaßen umgekehrt: nun erbaut die Liste vor allem das inneräthiopische Selbstwertgefühl. Daneben hat die afrozentristische Bewegung in den USA die Liste wiederentdeckt und vermutet in ihr (allerdings wohl in Unkenntnis der

7 Charles F. Rey, *In the Country of the Blue Nile*, London, 1927, 263-269.

8 So findet sich ein Exzerpt abgedruckt in dem in den 90iger Jahren in Äthiopien sehr verbreiteten populären Buch von Belai Giday, *Ethiopian Civilization*, Addis Ababa, 1992, 175f.

Entstehungsbedingungen) eine Erinnerung an pan-nordostafrikanische Kulturhorizonte.⁹ Der besondere Wert der Liste wird aber vor allem darin liegen, dass sie einer der ersten Versuche der Neuzeit ist, indigene afrikanische Geschichtsbilder mit den Ergebnissen moderner Feldforschung zu kombinieren. Dass die Ergebnisse inzwischen überholt sind, trifft diese Liste genauso, wie es ihre westlichen Quellen trifft: die Rekonstruktionen der historischen Zusammenhänge der Kuschitenzeit von Gaston Maspero, Eduard Meyer oder Henri Gautier sind durch die Forschungen George Reisners ebenso obsolet geworden, wie inzwischen dessen Theorie der Einwanderung der kuschitischen Herrscher aus Libyen usw.

5. Genealogisches Denken

5.1.

Es wird deutlich, dass die besondere Potenz der genealogischen Konstruktion darin liegt, sinnvolle Zusammenhänge zu konstruieren und Ursachen – vor allem den Anfang, den Ursprung von Phänomenen – in eine Form fassen zu können, die dem menschlichen Rezeptionsvermögen offenbar liegt (BRIESE, *Ursprungsmythen*). Was immer der Grund dafür ist, diese Potenzen resultieren in einer spezifischen Form der genealogischen Praxis, die ganz allgemein als „genealogisches Denken“ oder „Denken in Genealogien“ bezeichnet werden kann. Jede Konzeptualisierung von „Geschichte“ ist dem genealogischen Denken verpflichtet, sei es, dass sie Geschichte als gerichteten Prozess mit einem Ursprung begreift, als zyklische Erneuerung oder als statische Interaktion mehrerer Kraftfelder. Aber das Denken in Genealogien ist nicht auf die Konzeptualisierung von Gesellschaft oder Geschichte beschränkt. Auch die Reflektion von Phänomenen fern der menschlichen Handlungsebene werden prinzipiell in Terminologien und durch Abbilder beschrieben, die dem Muster von Herkunft und Umgebung, von Abstammung und Verwandtschaft entsprechen. Es sei nur an die in allen Fächern beliebten Baumdiagramme erinnert, die Phänomene in

⁹ Carolyn Fluehr-Lobban, Nubian Queens in the Nile Valley and Afro-Asiatic Cultural History, in: T. Kendall (Hg.), Nubian Studies 1998, Boston, 2004, 256-264 diskutiert die in der Liste mehrfach auftretende Bezeichnung Kandake unter dem Aspekt femininer Herrschaftskonzepte.

einen sinnvollen Bezug bringen sollen, zugleich aber auch den genealogischen Zusammenhang der zeitlich gestuften *Abstammung* und der räumlich geordneten *Verwandtschaft* evozoieren.¹⁰

5.2.

Auch das „genealogischen Denken“ zeigt einige Konstanten. Einleitend wurde bereits angeführt, dass über das „Genealogische“ das Phänomen der *Zeit* zu erfassen ist. Das betrifft die vergangene Zeit ebenso wie die zukünftige. Vergangene Zeit kann nur sinnvoll gedacht werden, wenn sie mit dem Jetzt verknüpft wird; ebenso kann die zukünftige Zeit nur als etwas verstanden werden, das vom Jetzt ausgeht.

Diese Vorstellung von der *Zeit als Linie* ist ganz offensichtlich durch die Kettenstruktur aufeinanderfolgender Phänomene im genealogischen Netz beeinflusst. Wobei diese Auffassung durch die Erforschung des „Genealogischen“ auch als ein relativ spezifisches, eher neuzeitliches und zumindest nicht universelles Konstrukt erkannt werden kann. Denn dem „Genealogischen“ liegt nicht zwingend der Gedanke der Linie zugrunde; die Vorstellung des „genealogischen Körpers“ ist weitaus komplexer. Dieser Körper kann auch als anfangslose Wiederholung bestimmter Verkettungen verstanden werden, was höchstwahrscheinlich auch Auffassungen vom Charakter der Zeit beeinflusst. Neben der Auffassung von der Zeit als Linie können daher solche stehen, die die Zeit als Zyklus (sich in den Schwanz beißende Schlange), konzentrische Kreise (Baumringe, siehe KROPP, *äthiopische Königslisten*), als die Aufeinanderfolge von jeweils vergleichbaren Körpern (Zeitalter) u.ä. abbilden.

Im Zusammenhang mit den hier behandelten Fällen und Quellen muss festgehalten werden, dass die lineare Verknüpfung nicht zwingend das Ziel der

¹⁰ Wobei oft genug aus dem resultierenden Baumdiagramm einer klassifikatorischen Zuordnung ein zeitlicher und räumlicher Prozess herausgelesen wird, den die Klassifikation gar nicht vorgibt. Hans-Peter Wotzka hat dieses Phänomen genealogisierender Fehlinterpretation aufgrund clusteranalytischer Sprachanalyse am Beispiel der Bantu-Wanderung in seinem Vortrag „The Problem of Bantu Expansion in Linguistic and Archaeological Perspective“ exemplifiziert, der in den Akten der Tagung Kultur- und Landschaftswandel im ariden Afrika: Aspekte und Ansätze der Forschung erscheinen wird. Dasselbe Phänomen von allzu genealogischer Interpretation kann man auch bei anderer kulturellen Merkmalen (Keramik, Wirtschaftsformen etc.) beobachten.

jeweiligen genealogischen Konstrukte ist. Es kann durchaus darum gehen, vor allem die Totalität, den umfassenden Charakter eines Phänomens zu beschreiben, wenn es über genealogische Prinzipien erklärt wird. Es war erst ein bewusster Schritt der Ordnung von Phänomenen, wenn diese aus der diffusen Verkettung im Netz in eine streng linear gedachte und auf das Prinzip der „Aufeinanderfolge“ reduzierte Linie gebracht wurden. Die moderne Chronologieforschung hat oft den Fehler begangen, genealogische Konstrukte verfrüht als lineare Ereignisketten zu interpretieren und so z.B. Angaben, die primär der sozialen Positionierung dienen, als Zeitangaben missverstanden. Wobei einzuräumen ist, dass in ästhetisch durchgearbeiteten Quellen immer auch die Idee wirkt, die gesammelten Fakten durch die Konstruktion einer linear-chronologischen Abstammung mit gewisser historischer Tiefe in ihrer legitimatorischen Wirkung zu steigern (JANSEN-WINKELN, *Entwicklung*).¹¹

5.3.

Auch dieser legitimatorisch positive Charakter der zeitlichen „Tiefe“ ergibt sich aus dem genealogischen Denken. Aus ihm heraus können *Ereignisse als Punkte* im Zeit-Raum definiert werden, die als Anfang und Ende, als Bruch oder Neubeginn das Jetzt erklären. OLAF BRIESE, *Ursprungsmythen* setzt sich mit diesem Phänomen auseinander, das zugleich auch der Ort der klassischen Genealogie ist, der Stammtafel, der Herrscherliste oder des Stammbaumes – von Konstrukten, die einen Anfang kennen, Zwischenräume lückenlos füllen, Ende, Brüche, Neubeginne einfügen und zum Jetzt führen.

Als „Ursprung“ definiert der Punkt in der Zeit einen Anfang. Oft wird über diesen Ursprung auch die Frage der Priorität geklärt: das „Erste“ ist das „Älteste“ und statusbezogen das „Oberste“, von dem alles herabkommt, oder, umgekehrt gesehen: ein tiefer Punkt, aus dem sich alles zu ungeahnten Höhen heraufschwingt (MORENZ, *doppelte Benutzung*). Gelegentlich kann dieser Punkt auch einen

¹¹ Siehe dazu den erhellenden Aufsatz von Jay Spaulding, *The Chronology of Sudanese Arabic Genealogical Tradition*, *History in Africa* 27, 2000, 325-337, der die Konstruktion sudanarabischer Stammbäume im Licht anderer Quellen bricht und zu dem Ergebnis kommt, dass vor allem inhaltliche Schwerpunkte die Kompilation solcher Listen regieren und die „linear-chronologische“ Aufbereitung nichts anderes ist, als den Dingen einen logischen Zusammenhang zu geben.

Bruch, einen bestimmten Neubeginn markieren. Es gibt Linien, die darauf zulaufen, aber erst in dieser Bruchstelle werden sie gebündelt und dann in das Jetzt weitergegeben (LOHWASSER, *Ahnenreihe des Aspelta*). Oder sie werden an diesem Punkt bewusst gekappt und von ihm aus konstituiert sich ein neues Netz sinnvoller Beziehungen (HERKLOTZ, *Ahnenkult bei den Ptolemäern*). Ein solcher Punkt kann auch das Jetzt selbst sein, wenn eine genealogische Konstruktion dazu dienen soll, der Zukunft eine bestimmte Gestalt zu geben (STOWASSER, *Genealogien Jesu*).

5.4.

Wie die Denkformen Linie und Punkt bei der Kompilation genealogischer Konstrukte in bestimmte Fassungen gebracht werden, ist kulturspezifisch. Stammbäume – also baumartig „gewachsene“ und „verästelte“ Schemata – sind nicht die frühesten Belege der Konstruktion. Älter sind fortlaufende Listen (KROPP, *äthiopische Königslisten*) oder im Bereich der Bilder die Gruppierung der betreffenden Personen (FITZENREITER, *Überlegungen*). Das „Lineare“ tritt in den Hintergrund, wenn es um die Präsentation von Komplexität geht. Bestimmend wird das „Lineare“ erst, wenn eine exklusive Beziehung konstruiert werden soll, die von besonders starker legitimatorischer Wirkung ist. Eine „gerade“ Linie / Abstammung suggeriert besonders hohe Legitimität, indem sie die Komplexität der genealogischen Beziehungen negiert und auf die unilaterale Kette reduziert (JANSEN-WINKELN, *Entwicklung*).

Es ließen sich mehrere Kategorien finden, wie genealogisches Denken in medialen Fassungen reproduziert wird. Erwähnt sei nur die zweifache Form des in Europa beliebten Stammbaumes. In seiner „ursprünglichen“ Fassung als „Baum“ wächst er tatsächlich aus einer unten gelegenen Wurzel und verästelt sich in beliebig vielen Trieben, deren jüngste die Baumkrone bilden. Erst in neuerer Zeit wurden Baumdiagramme üblich (z.B. ethnographische Deszendenztafeln), die sich von oben her aufspalten, ihren Ausgangspunkt also genau umgekehrt haben. Der Grund hier ist wohl, dass sie nach dem Modell des von oben zu lesenden Textes konstruiert werden. Die „botanische“ und die „textuelle“ Fassung des Stammbaumes transportieren dieselben Vorstellungen (Herkunft und Umgebung), sind also zwei Ausprägungen desselben Prinzips. In beiden Fällen

ist zu beobachten, dass die äußere Fassung solcher Schemata geradezu einen Zwang zur symmetrischen, in sich geschlossenen, „schönen“ Konstruktion ausübt, dem auch die genealogische Forschung oft genug erliegt.¹²

5.5.

Auch für das genealogische Denken gilt, was oben über Genealogien in der sozialen Praxis gesagt wurde: Nur aus der praktischen Umsetzung gewinnen die Konstrukte Realität, aber es ist auch ihr besonderer Charakter, dass die Realität nur in Form dieser Konstrukte reflektiert und sogar konstituiert wird. „Genealogisches“ muss geglaubt werden, um real zu sein, und es ist real, wenn es geglaubt wird. Die *naturae imitatio* (ARNST, *Naturae imitatio*) schafft die natürlichen Gegebenheiten neu. Die beschwörende Rezitation oder Aufzeichnung genealogischer Listen verleiht der beschriebenen Identität Realität. Der Kult affirmiert die Realität des genealogischen Konstruktes – wie auf dem Titelbild dieses Bandes am Beispiel der Königsliste im Tempel Sethos' I. in Abydos dargestellt.¹³ In der „geglaubten“ praktischen Kommunikation liegt das Tröstende oder Stärkende des genealogischen Handelns, das Phänomene zu verbinden vermag, die scheinbar entfernt oder auch widersprüchlich sind (STOWASSER, *Genealogien Jesu*). Hier mag auch die geradezu archetypische Suche nach den eigenen Wurzeln ihren Ort haben, die eine Erklärung dafür zu bieten scheint, wer oder was man eigentlich ist (BRIESE, *Ursprungsmythen*).

Allerdings vermag diese Identitätszuschreibung auf genealogischen Prinzipien durchaus auch dem Individuum zum Verhängnis werden. Die Verknüpfung mit unbeliebten Vorfahren kann individuelles

Handeln behindern;¹⁴ sie kann sogar zur Ausgrenzung ganzer Gruppen führen, denen die Qualität der Zugehörigkeit – praktisch bis zum „Menschsein“ – abgesprochen wird.

So erweist sich das „Genealogische“ letztlich als eine Strategie, in der zwar als Handlungsmuster bestimmte Haltungen vorgegeben sind, die aber in jeder konkreten Fassung nur ein Mittel ist, um Realitäten zu konstituieren, die den größeren sozialökonomischen Verhältnissen eine adäquate Form geben. Genealogisch konstruierte Realitäten können unabdingbares Schicksal sein, wenn die Bedingungen es so wollen – sie können aber ebenso geschmeidige Strategien der Anpassung an sich verändernde Zeitläufe bieten. FRANK FEDER, *Ammon und seine Brüder* beschreibt gewissermaßen das Gegenkonzept zum „Genealogischen“: wie kulturelle Adaptation über Habitus, Sprache und schließlich ideologisches Bekenntnis den Protagonisten Wege eröffnet, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, ohne in eine Identitätskrise zu stürzen.¹⁵ Das „Genealogische“ ist in sich selbst keine unabhängige Realität, kein „Schicksal“. Das „Genealogische“ ist ein Handlungsmuster, das wie viele andere Handlungsmuster auch zur Konstituierung menschlicher Interaktion aktiviert werden kann. Das „Genealogische“ wird zum „Schicksal“ erst gemacht.

12 Der Drang, immer harmonisch geschlossene Kreisläufe des Frauentausches zu konstruieren, trieb z.B. Claude Lévi-Strauss in *Les structures élémentaires de la parenté* dazu, immer kompliziertere Regeln für verwandtschaftliche Interaktionen zu entwerfen, die in ebenso komplizierten Diagrammen Gestalt fanden, deren praktischer Nutzen bei der Befundinterpretation letztendlich nicht mehr gegeben ist.

13 In ihrem leider nicht in diesem Band veröffentlichten Beitrag „Die Königstafel Ramses II. in seinem abydenischen Millionenjahrhaus“ zeigte Jana Helmbold die enge Verbindung auf, die zwischen der Königsliste, dem Anbringungsort im Tempel und dem realen Kultvollzug bestehen. Zu dieser und ähnlichen Listen: Donald B. Redford, *Pharaonic King-Lists, Annals and Day-Books*, SSEA Publication 4, Missisauga, 1986.

14 Leider nicht in diesem Band konnte der Beitrag von Claudia Tiersch „Aristokraten in der athenischen Demokratie. Statusvorteile durch genealogische Legitimation?“ veröffentlicht werden, der die ambivalente Wirkung von Abstammungsverhältnissen im politischen Alltag im Athen des klassischen Zeitalters behandelt.

15 Den Aspekt der bewussten Konstruktion einer vor allem kulturell definierten Identität behandle ich selbst in Martin Fitzenreiter, *Identität als Bekenntnis und Anspruch – Notizen zum Grab des Pennut (Teil IV)*, *Der Antike Sudan / MittSAG* 15, 2004, 169-193.